

HEATHER
GUDENKAUF

Das Flüstern
der Stille



THRILLER

HarperCollins

Vermutlich ein Waschbär, hatte Ben gemeint, vielleicht aber auch ein echter Bär. Calli hatte ihm nicht wirklich geglaubt, aber es hatte Spaß gemacht, sich vorzustellen, wie Mama-Bär irgendwo da draußen ihre Jungen mit Chips und Keksen fütterte.

Sie fragte sich, ob ihrer Mutter inzwischen aufgefallen war, dass sie weg war. Ob sie sich Sorgen machte, sie suchte? Callis Magen knurrte, und schnell drückte sie ihre freie Hand an den Bauch, um ihn zum Schweigen zu bringen. Vielleicht war in dem Regal zwei Bäume weiter noch etwas zu essen. Griff schnarchte, seine Augenlider flatterten, dann schaute er Calli an.

„Du stinkst“, sagte er gemein, weil er sich seiner eigenen Ausdünstungen nach Alkohol, Schweiß und Zwiebeln wohl nicht bewusst war. „Komm, wir gehen weiter. Wir werden heute noch auf einer kleinen Familienzusammenführung erwartet. Wo geht’s lang?“

Calli dachte darüber nach. Sie könnte lügen, könnte ihn tiefer in den Wald lotsen und sich, sobald sie eine Chance bekam, losreißen; oder sie könnte ihm den richtigen Weg zeigen und es hinter sich bringen. Die zweite Möglichkeit gewann. Sie war hungrig und müde, und sie wollte endlich nach Hause. Sie zeigte mit einem kleinen, schmutzigen Finger auf den Weg, den sie gekommen waren.

„Los, steh auf“, befahl Griff.

Sie rappelte sich auf, Griff ließ ihren Arm los, und Calli versuchte, die Taubheit abzuschütteln, die in ihre Finger gekrochen war. Sie liefen in einer komischen Art von Gänsemarsch, Griff hinter ihr, seine Hand auf ihrer Schulter. Calli sackte unter dem Gewicht der fleischigen Hand ein wenig zusammen. Sie führte ihren Vater ungefähr hundert Meter aus Willow Wallow hinaus bis zu einem schmalen, gewundenen Weg, der Broadleaf genannt wurde. Calli konnte sehen, ob vor ihr schon jemand diesen Weg gegangen war. Während der Nacht spannten die Spinnen ihre Netze von Baum zu Baum. Wenn das Morgenlicht richtig stand, konnte man die hauchzarten Fäden sehen, eine zerbrechliche Barriere zwischen der Welt draußen und dem Innenleben des Waldes. „Betreten verboten“, schien die Barriere zu flüstern. Calli wich den fein gewobenen Netzen immer aus, versuchte, sie nicht kaputt zu machen. Wenn das Netz nur noch als zarte Fäden lose herabhing, wusste sie, dass schon jemand vor ihr da gewesen war, und wenn sie bei näherer Untersuchung Fußspuren von Menschen fand, zog sie sich zurück und suchte sich einen neuen Weg. Calli mochte die Vorstellung, dass sie meilenweit der einzige Mensch war. Dass das weiß gesprenkelte Erdhörnchen, das auf einem verrotteten Baumstamm saß und seine kleinen Hände wrang, in ihr sein erstes menschliches Wesen erblickte. Und dass es wusste, dass diese Kreatur mit den traurigen Augen hier nicht wirklich hergehörte, seine Welt aber nicht stören würde. Heute ging Calli vorsichtig um einen Rot-Ahorn herum, der Luftzug ließ das Spinnennetz für einen Moment gefährlich hin und her schwingen, bevor es sich wieder beruhigte.

Eine Bewegung zu ihrer Rechten überraschte sie beide. Ein großer Hund mit goldrotem Fell sprang auf sie zu und schnüffelte an ihren Füßen. Calli streckte die Hand aus, um ihn zu streicheln, aber er lief schnell weiter und zog eine lange rote Leine hinter sich her.

„Jesus!“, rief Griff aus und fasste sich an die Brust. „Hat mich fast zu Tode erschreckt, das Biest. Los, weiter.“

Bei ihren Erkundungen des Waldes hatte Calli nur ein einziges Mal ein Tier Angst

gemacht. Eine rußfarbene Krähe mit ihren glatten, öligen Federn, die in einem dunklen Ahornbaum saß und mit ihren schrillen Schreien das flüsternde Murmeln des Waldes übertönte. Calli hatte sich einen aus lauter Krähen bestehenden Hexenzirkel vorgestellt, der von seinem laubgeschützten Versteck auf sie herabschaute, die Augen der Krähen so klar und kalt wie Kugellager, beobachtend, abwägend. Die Vögel schienen ihr in einigem Abstand zu folgen, in lauten, tiefen Schwüngen. Calli schaute über sich. Keine Krähen. Dafür entdeckte sie eine einsame, grau gefiederte Spechtmeise, die auf der Suche nach Insekten einen Baumstamm hinunterhüpfte.

„Bist du sicher, dass das der richtige Weg ist?“ Griff hielt an, unterzog seine Umgebung einer sorgfältigen Betrachtung. Seine Worte klangen klarer, weniger lallend.

Calli nickte. Sie gingen noch ungefähr zehn Minuten, dann führte sie ihren Vater vom Broadleaf Trail weg ins Unterholz, wo die Brombeerbüsche dicht wuchsen und der Boden bedeckt war mit Walnusschalen. Sie hielt die Augen nach giftigem Efeu offen; als sie keinen fand, setzte sie ihren Weg fort. Plötzlich lichtete sich das Dickicht, und sie standen am Rand von Louis' Garten. Das Gras war noch taufeucht, Baseballschläger, Handschuhe und anderes Spielzeug lagen wild verstreut um eine Schaukel. Ein grüner Van stand in der Einfahrt neben dem Holzhaus im Ranch-Stil. Alles war ruhig, abgesehen von den Honigbienen, die um einen wild wachsenden Busch Sommermargeriten summten. Das Haus schien zu schlafen.

Griff sah aus, als ob er nicht wisse, was er als Nächstes tun sollte. Seine Hand auf Callis Schulter zitterte leicht; sie konnte die Bewegung durch ihr Nachthemd spüren.

„Hab dir doch gesagt, dass ich dich zu deinem Vater bringe. Stell dir vor, du könntest in diesem schönen Haus wohnen.“ Griff lachte laut und rieb sich die rot unterlaufenen Augen. „Was meinst du, sollen wir hingehen und Guten Morgen wünschen?“ Sein vorheriges Gehabe fiel langsam von ihm ab.

Klänglich schüttelte Calli den Kopf.

„Lass uns gehen, ich hab Kopfschmerzen.“ Grob zerrte er an Callis Arm, da ließ ihn das Klappen einer Fliegentür innehalten.

Eine Frau, barfuß, in Shorts und T-Shirt, trat aus dem Haus, ein schnurloses Telefon gegen ihr Ohr gedrückt. Ihre Stimme klang hoch und schrill. „Sicher, du springst, sobald sie ruft, wenn ihr kostbares Töchterchen verschwindet!“

Griff blieb reglos stehen. Calli trat einen Schritt vor, um besser hören zu können, doch Griff zog sie zurück. „Es ist mir egal, ob zwei Mädchen vermisst werden. *Ihre* Tochter ist weg, und das ist alles, was dich interessiert!“, schimpfte die Frau verbittert. „Wenn Antonia ruft, lässt du alles stehen und liegen!“ Jetzt schwieg sie und lauschte der Stimme am anderen Ende der Leitung. „Was auch immer, Louis. Tu, was du nicht lassen kannst, aber erwarte nicht von mir, dass ich darüber glücklich bin.“ Sie nahm das Telefon vom Ohr und drückte wütend einen Knopf. Dann holte sie aus, als wolle sie das Telefon ins Gebüsch werfen, hielt im letzten Moment aber inne. „Verdammt“, fluchte sie, ging zurück ins Haus und schlug die Tür mit einem Knall hinter sich zu.

Griff schnaubte verächtlich. Er blickte Calli an. „Du wirst also vermisst, ja? Ich frage mich, wer dich entführt hat.“ Er lachte gehässig. „Ooooh, ich bin ein großer, böser Kidnapper. Himmel! Lass uns gehen. Deine Mutter wird ziemlich sauer auf uns sein, wenn

wir nach Hause kommen.“

Calli ließ sich zurück in den Schatten der Bäume führen, und sofort war die Luft um sie herum wesentlich kühler. Ihre Mutter wusste, dass sie verschwunden war, aber sie schien nicht damit zu rechnen, dass sie bei ihrem Vater war. Welches andere kleine Mädchen wurde noch vermisst? Calli unterdrückte die Tränen, wollte zurück zu ihrer Mutter, wollte ihr uringetränktes Nachthemd ausziehen, ihre Hände waschen und ihre blutenden Füße verbinden, dann ins Bett krabbeln und sich unter der Decke verstecken.

MARTIN

Ich war an allen Lieblingsplätzen von Petra. In der Bücherei, in der Schule, in der Bäckerei, bei Kerstin zu Hause, bei Ryan, am Wycliff Pool und hier, im East Park. Jetzt laufe ich zwischen den Schaukeln, Wippen, Rutschen und Kletterbalken umher, alles wirkt verlassen zu dieser frühen Morgenstunde. Ich bin sogar auf die schwarze Lokomotive geklettert, die die Eisenbahngesellschaft dem Spielplatz überlassen hat. Es erstaunt mich, dass irgendeiner der Verantwortlichen glaubt, dass so eine Maschine ein sicheres Klettergerüst für Kinder sei. Natürlich hat man alle gefährlichen Teile abgebaut, das Glas wurde durch Plastik ersetzt, scharfe Kanten abgeschliffen. Trotzdem ist das Ding riesig, beeindruckend. Genau das Richtige für kleine Kinder, die keine Angst haben und meinen, fliegen zu können, wenn man sie nur ließe. Ich habe gesehen, wie Kinder die vielen Leitern hinaufkletterten, die zu verborgenen Plätzen auf der Lok führen. Die Kinder spielten ein selbst erdachtes Spiel, das sie Zugüberfall nannten und für das es viele Regeln gab, die meisten davon unausgesprochen und oft erst mitten im Spiel erfunden. Ich habe gesehen, wie sie von ganz oben hinuntersprangen und mit einem dumpfen Geräusch, das in meinen Ohren verdächtig nach gebrochenen Knochen klang, auf dem Boden landeten. Doch jedes Mal waren die Kinder sofort wieder auf den Beinen und klopfen sich den Dreck vom Hosenboden, so als wäre das alles gar nichts.

Ich klettere auch auf den höchsten Punkt der schwarzen Lok und halte Ausschau nach irgendeinem Zeichen von Petra oder Calli. Zum ersten Mal fühle ich die Aufregung, die die Kinder hier oben fühlen müssen. Als ob man auf einem Turm stünde, von dem aus es nur noch einen Weg gibt – den nach unten. Es ist eine atemberaubende Erfahrung, und ich fühle, wie mir die Knie weich werden, während ich mich umschaue. Sie sind nirgends zu sehen. Ich setze mich rittlings auf die Lok. Ich schaue auf meine Hände, staubig vom Ruß, der so mit dem Metall verbunden ist, dass er nie ganz abzuwaschen sein wird.

Petra.

In der Nacht, als Petra geboren wurde, bin ich bei Fielda im Krankenhaus geblieben. Ich habe sie nicht für eine Sekunde aus den Augen gelassen. Ich hatte es mir in einem gemütlichen Stuhl neben ihrem Bett bequem gemacht. Der Luxus der Geburtsstation hatte mich überrascht: die gedämpften Farben der Wände, die Lichter, die nach Bedarf gedimmt werden konnten, das Badezimmer mit dem Whirlpool. Es gefiel mir, dass Fielda in einer so schönen Umgebung unser Kind zur Welt bringen würde, betreut von einer erfahrenen Hebamme, die eine fähige Hand auf Fieldas schweißnasse Stirn legte und ihr ermutigende Worte ins Ohr flüsterte.

Ich bin in Missouri geboren, auf einer Schweinefarm, so wie meine sieben jüngeren Brüder und Schwestern auch. Mir waren die Geräusche einer Geburt nur zu vertraut, und als Fielda anfing, die gleichen kräftigen, Angst einflößenden Schreie von sich zu geben,

wurde mir etwas schwindelig. Ich musste den Raum kurz verlassen. Als ich jung war, hat meine hochschwangere Mutter ihre hausfraulichen Pflichten stets mit der gleichen Sorgfalt erledigt. Ich erinnere mich aber daran, wie sie sich eines Tages an der Arbeitsfläche festklammerte, als die Wehen sie überfielen. Als ihr stolzes, ernstes Gesicht sich unter dem Schmerz verzerrte, wurde ich zum Haus meiner Tante geschickt, um sie und meine Großmutter zu holen, damit sie bei der Geburt halfen. Ich bin die achthundert Meter gelaufen, dankbar, der angespannten Atmosphäre in unserem sonst so wohl organisierten Haus für eine Weile zu entkommen.

Es war Sommer, und ich lief barfuß, die Sohlen meiner Füße waren hart und verhornt. Unempfindlich gegen Dreckklumpen und Steine, konnte ich den Boden unter mir kaum noch fühlen. Ich hätte lieber Schuhe getragen, aber meine Mutter erlaubte mir das nur am Sonntag und für die Schule. Ich hasste es, dass alle Leute meine entblößten Füße sehen konnten, den Dreck unter den Zehennägeln. Ich hatte die Angewohnheit, auf einem Bein zu stehen. Meine Zehen krümmte ich zusammen, sodass nur ein dreckiger Fuß zu sehen war. Meine Großmutter lachte darüber und nannte mich „Storch“. Meine Tante fand es auch sehr amüsant, vor allem, wenn ich sie holen kam, um meiner Mutter zu helfen, ein weiteres Kind zur Welt zu bringen. Ein volltönendes, bellendes Lachen entfuhr ihr; es klang so angenehm in meinen Ohren, dass auch ich nicht anders konnte, als zu lächeln, auch wenn der Spaß auf meine Kosten ging. Wir kletterten dann gemeinsam in den rostigen Ford meiner Großmutter und fuhren zurück zur Farm. Wir kamen am Schweinestall vorbei, und mein Vater winkte uns zu und lächelte strahlend. Wir waren das Zeichen, dass bald ein neuer Sohn oder eine neue Tochter geboren wurde.

Von meiner Herkunft war ich ein Farmersjunge, aber die Details eines Farmbetriebs interessierten mich überhaupt nicht. Ich mochte Bücher und Zahlen. Mein Vater, ein einfacher, gütiger Mann, schüttelte stets den Kopf, wenn ich kein Interesse für die ferkelnde Sau zeigte, aber trotzdem musste ich meinen Beitrag zur täglichen Arbeit leisten. Die Ställe ausmisten und Eimer mit Futterbrei zu den Schweinen bringen waren nur einige davon. Aber ich weigerte mich, beim Schlachten mitzumachen. Der Gedanke daran, ein lebendiges Wesen zu töten, machte mich krank, auch wenn ich keine Probleme damit hatte, das Fleisch zu essen. Am Schlachttag war ich immer spurlos verschwunden. Ich nahm meine Schuhe aus dem Schrank, band sie ordentlich, bürstete den Schmutz ab und ging die fünf Kilometer in die Stadt. Am Ortsrand spuckte ich in die Finger und beugte mich hinunter, um den Staub und Dreck von den Schuhen abzuwischen. Ich überprüfte noch einmal, ob ich meinen Büchereiausweis dabei hatte, zerknittert und ganz dünn vom vielen Gebrauch, bevor ich die Bücherei betrat. Da verbrachte ich dann Stunden damit, etwas über Münzsammlungen und Geschichte zu lesen. Die Bibliothekarin kannte mich mit Namen und legte oft Bücher zurück, von denen sie wusste, dass sie mich interessieren würden.

„Und mach dir keine Gedanken, dass du sie in zwei Wochen wieder zurückbringen musst“, sagte sie konspirativ, wenn sie mir die Bücher übergab, die sorgfältig in der Jutetasche verstaut waren, die ich immer mitbrachte. Sie wusste, dass es schwierig für mich war, alle paar Wochen in die Stadt zu kommen, aber oft fand ich eben doch einen Weg.

Ich schlich zurück zur Farm, das Schlachten war für den Tag erledigt, und mein Vater erwartete mich auf der vorderen Veranda, rollte seine Zigarette zwischen den Fingern und